

Kirche und Wissenschaft

Als Charles Darwin im Jahr 1859 sein Werk „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ veröffentlichte, stieß er in kirchlichen Kreisen auf so massiven Widerspruch, daß er neben Galilei geradezu zum Symbol des Konflikts zwischen Kirche und moderner Wissenschaft wurde. Theologen wie John Henry Newman erkannten schon damals den grundsätzlichen Unterschied von naturwissenschaftlicher Methode und christlichem Glauben. Aber Newmans Wort: „Ich kann mir nicht vorstellen, warum der Darwinismus unvereinbar mit der katholischen Lehre sein sollte“ blieb in der Aufgeregtheit jener Jahre ungehört. Die offizielle Position formulierten noch im Erscheinungsjahr der deutschen Übersetzung von Darwins Werk (1860) die Bischöfe der kölnischen Kirchenprovinz auf ihrem Provinzialkonzil in Köln: Die Deszendenztheorie widerspreche entschieden der Heiligen Schrift und dem Glauben.

Auf der anderen Seite nahmen die Vorkämpfer des Atheismus das Werk Darwins mit Begeisterung auf. Wie Ernst Haeckel, der Hauptverfechter des Darwinismus in Deutschland, sahen sie in der Evolutionstheorie die wissenschaftliche Widerlegung der Existenz Gottes, gleichsam die definitive Bestätigung des Wortes Anselm Feuerbachs aus dem Jahr 1848, die Wissenschaften hätten „in ihrem Scheidewasser die Mysterien der christlichen Weltanschauung aufgelöst“.

Zum hundertsten Todestag Darwins im April dieses Jahres waren solche Töne nicht mehr zu hören. Die leidenschaftlichen Kämpfe von damals sind heute Vergangenheit. Beide Seiten haben erkannt, daß die Konflikte nicht hätten entstehen können, wenn sie sich ihrer Grenzen bewußt geblieben wären. Das Objekt der Wissenschaft ist die Wirklichkeit, soweit man sie durch Beobachtung und Experiment erfassen kann. Über die Existenz Gottes kann sie nichts aussagen; sie kann sie weder widerlegen noch beweisen. Der Absolutheitsanspruch des Glaubens gilt der Botschaft der Bibel, nicht ihrem Weltbild. Dieses ist wie alle Weltbilder relativ, vorläufig, geschichtlich und sozial bedingt und daher der wissenschaftlichen Kritik unterworfen.

Der große Wendepunkt in der Kirche war das Zweite Vatikanische Konzil. Wie Papst Johannes Paul II. in seiner Kölner Rede vor Wissenschaftlern und Studenten im November 1980 hervorhob, hat hier das kirchliche Lehramt „ausdrücklich die Unterschiedlichkeit der Erkenntnisordnungen von Glaube und Vernunft ausgesprochen, es hat die Autonomie und Freiheit der Wissenschaften anerkannt und ist für die Freiheit der Forschung eingetreten“. Eine Wissenschaft, „die sich auf Vernunftgründe stützt und methodisch gesichert fortschreitet“, könne daher nie zu Erkenntnissen gelangen, die Glaubenswahrheiten widersprechen. Konflikte

seien nur dort möglich, „wo die Unterschiedlichkeit der Erkenntnisordnungen übersehen oder verleugnet wird“.

Unterschied der Erkenntnisordnungen, Autonomie der Wissenschaft, Freiheit der Forschung – das bedeutet, daß der christliche Glaube keine Maßstäbe zur Beurteilung wissenschaftlicher Theorien an die Hand gibt und daß die Wissenschaft in Fragen des Glaubens keine Zuständigkeit besitzt. Das kann aber nicht heißen, daß sich nun, nachdem die Konflikte überwunden sind, das Verhältnis von Kirche und Wissenschaft auf ein beziehungsloses Nebeneinander, auf bloße Nichteinmischung reduzieren dürfte. Notwendig ist vielmehr eine konstruktive Auseinandersetzung, ein „partnerschaftlicher Dialog“ (Johannes Paul II.).

Dieser Dialog ist vor allem deswegen unerläßlich, weil unsere wissenschaftlich-technische Kultur vor Fragen steht, die mit den Methoden der Wissenschaft allein nicht mehr beantwortet werden können. Die Mißbrauchbarkeit der wissenschaftlichen Forschung zu Zwecken, die der Würde des Menschen widersprechen und Frieden und Freiheit gefährden; die Unübersehbarkeit der Folgen von technischen Eingriffen in die Natur; die Frage, wie die ungeheure Machterweiterung der Wissenschaft in die Verantwortung eines humanistischen Ethos eingebunden werden kann – das sind Probleme, bei denen Kirche und Theologie nicht abseits stehen dürfen. Daß hier auch die Kirche keine fertigen Lösungen besitzt, sondern „partnerschaftlich“ nach den richtigen Wegen suchen muß, ist nicht die geringste Erkenntnis aus der leidvollen Geschichte, für die der Name Darwin symbolhaft steht.

Trotzdem bleiben Konfliktfelder. In den Aussagen zur Geburtenregelung etwa erklärt das kirchliche Lehramt nur „natürliche“ Methoden als sittlich zulässig. Die Begründungszusammenhänge solcher Normen fallen aber auch in den Bereich der Wissenschaften. Kann die Kirche von ihren Erkenntnismöglichkeiten her entscheiden, was „natürlich“ ist? Und wie verhält sie sich, wenn die Wissenschaft – mit „Vernunftgründen“ und „methodisch gesichert“ – zu anderen Erkenntnissen kommt?

Die Wissenschaft geht von der Voraussetzung aus, daß ihre Theorien immer nur so lange gelten, als nichts Gegenteiliges bekannt ist, und daß der Forscher ständig bereit sein muß, seinen Standpunkt zu revidieren. Der Glaube aber lebt von absoluten Gewißheiten. Wie kann der Glaubende einen solchen unverrückbaren Standort gewinnen in einer Zeit, die vom Denken der Wissenschaft geprägt ist? Und wie können Kirche und Theologie der Gefahr entgehen, den Absolutheitsanspruch des Glaubens auch auf solche Aussagen auszudehnen, die ähnlich relativ und vorläufig sind wie die Theorien der Wissenschaft? Hier liegt eine zentrale Herausforderung der modernen Wissenschaft an den Glauben und an die Kirche.

Wolfgang Seibel SJ